

# Tausend Prozent Zinsen? Wenn's weiter nichts ist!

Ein Schelm, wer Echtes dabei denkt: Ingo Schulze hat mit „Peter Holtz“ den komischsten deutschen Roman dieses Herbstes geschrieben. Und den klügsten. Es erzählt ein reiner Tor von großer Geschichte.

Um von „33 Augenblicken des Glücks“ bis zu einem ganzen glücklichen Leben zu erzählen, hat es bei Ingo Schulze 22 Jahre gedauert. Als 1995 seine erste Geschichtensammlung erschien, war sofort klar, dass da eine erzählerische Begabung zutage trat, wie man sie selten findet, und von diesen „33 Augenblicken des Glücks“ aus zog sich über „Simple Stories“ (1998) bis zu „Handy – Dreizehn Geschichten in alter Manier“ (2007) eine makellose Perlenkette an Kurzgeschichten, die umso neugieriger machten auf den Romancier Ingo Schulze, der 2005 im Alter von zweiundvierzig Jahren mit „Neue Leben“ debütieren sollte, aber dann trotz des ambitionierten Nachfolgers „Adam und Evelyn“ (2008) nie dieselbe ungeheilte Begeisterung bei Publikum und Kritik fand wie mit seinen Erzählungsbänden. Mit dem heute erscheinenden „Peter Holtz“ wird sich das ändern.

Dieser Roman setzt 1974 ein und 1998 aus, umfasst also ein rundes Vierteljahrhundert und soll doch ein glückliches Leben vorstellen: das des Titelhelden, „erzählt von ihm selbst“, wie der Untertitel weiß. Als diese Ich-Erzählung anhebt, ist Peter beinahe zwölf Jahre alt. Geboren am 14. Juli, dem Jahrestag des Sturms auf die Bastille in Paris, ist er ganz Zögling der Revolution, allerdings der sozialistischen, deren Parolen der junge DDR-Bürger perfekt herunterbeten kann: „Hoch lebe die Befriedigung notwendiger Bedürfnisse! Nieder mit dem persönlichen Egoismus, nieder mit dem Privateigentum“, weiß er zu skandieren, wenn er zu Beginn des Buchs die Begleichung der Zeche in einem Ausflugslokal verweigert. Peter ist zwar Legasthener, aber sein Mundwerk sündig geschliffene Rede ab: „Er frönt ständig seinem Geschlechtstrieb“, kritisiert er den Direktor des Kinderheims, in dem er lebt, „er schließt sich mit allen Frauen ein, deren er habhaft werden kann.“ Ein solch wonniges Bürschchen hat es leicht, Zieheltern zu finden: noch im Lokal nimmt sich das kinderlose Ehepaar Grohmann seiner an. „Was für ein ungewöhnlicher Junge!“

Diese letzte Aussage ist nicht Teil der Romanhandlung, sondern stammt aus einer der Kapitelzusammenfassungen, die in barocker Manier à la Grimmeshausen jeden neuen Abschnitt des Buchs einleiten; insgesamt sind es 109 Kapitel, sortiert zu zehn Büchern, die jeweils einem einzelnen Jahr gewidmet sind – mit einer Ausnahme: Das Umbruchsjahr 1990, in dem aus zwei deutschen Staaten einer geworden ist, bekommt von Schulze zwei Bücher zugestanden. Zu viel passiert da im glücklichen Leben des Peter Holtz.

Der ist mittlerweile Maurer geworden, nachdem gleich mehrere alternative Karrieren im Ansatz steckengeblieben sind. Die als Rocksänger durch eine Vortrags-



Nicht nur Peter Holtz stellte in der Spätphase der DDR mit Rockmusik die Systemfrage: Element of Crime taten das 1987 in der Berliner Zionskirche sogar bewusst – im Gegensatz zu Ingo Schulzes Romanheld. Foto Erik Weiss

weise, die der Staatsmacht als despektierlich erscheint, und die als Stasi-Spitzel (unter dem selbstgewählten IM-Namen Pawel Kortschagin, des Protagonisten aus Ostrowskis Agitprop-Roman „Wie der Stahl gehärtet wurde“) durch Dekonspiration: Seine Freunde seien begeistert, erzählt er seinen darob entgeisterten Führungsoffizieren, „und als ich ihnen dann sagte, dass sich zwei Experten von der Partei bei mir gemeldet haben, die uns unterstützen wollten, da wollten sie alles wissen, wie wir uns kennengelernt haben und wie das gehen soll“. So springt Peter Holtz der Stasi wieder von der Schippe.

Das Wunderbare an Schulzes Figur ist, dass ihm all dies ungewollt widerfährt, denn niemand könnte überzeugter sein von DDR-System als Peter Holtz. Doch seine Ehrlichkeit und die konsequente Befolgung aller angeblichen Ideale des Sozialismus sind in der giftigen Atmosphäre des auf Bespitzelung und Versteckspiele ausgelegten Staats ein wirksames Antidot. Holtz bewegt sich durch die DDR als reiner Tor, als Schelm ganz im Sinne des literarischen Vorbilds Simplicius Simplicissimus, der gar nicht merkt, wie er sich durch

Zeiten laviert, die den meisten zum Verhängnis werden.

Wer jedoch Peter Holtz' Sympathie findet, für den fällt auch ein bisschen von dessen Glück ab. So etwa für Joachim Leffèvre, einen Rechtsanwalt, dem mit der Unterstützung von Holtz der Aufstieg zum Vorsitzenden der ostdeutschen CDU-Blockpartei und zum letzten Ministerpräsidenten der DDR gelingt. Ein Leserschelm, wer bei diesem Namen ein reales Vorbild erkennen will. Oder bei einem neunmaligen anderen Anwalt mit dubioser Vergangenheit, der die SED zur PDS umbaut. Schulze mischt in seinem Roman fröhlich Pseudonyme mit Klarnamen. So tritt etwa Theo Lehmann, der als Staatsfeind eingeschätzte Landesevangelist der Evangelischen Kirche Sachsens, als er selbst auf und tauft Peter Holtz.

Denn wie gerade erst auch Ulla Hahn in ihrem neuen Roman „Wir werden erwartet“ (F.A.Z. vom 31. August) nimmt Ingo Schulze in „Peter Holtz“ die Parallelen zwischen sozialistischem und religiösem Wunderglauben in den Blick. „Was du sagst, weiß ich doch, immer dasselbe: Verantwortung, Sozialismus, Weltrevolution und Je-

sus Christus“, beklagt sich eine Freundin. Denn Peters Credo lautet: „Der Kommunismus ist nur die andere Seite des Christentums. Mit dem Glauben verfüge ich über ein zweites Standbein.“ Und tatsächlich steht dieser Peter Holtz felsenfest in all dem Wirbel, den friedliche Revolution, Beitrittsverhandlungen und Wiedervereinigung erzeugen. Und danach, man höre und staune, als Kapitalist in der Bundesrepublik, der einfach daran glaubt, dass ihm ein russischer Kreditnehmer die zugesagten tausend Prozent Zinsen schon zahlen wird. Und so geschieht es auch.

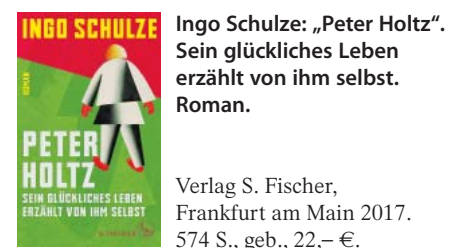
Es muss Ingo Schulze einen Heiden Spaß gemacht haben, diesen tiefgläubigen Peter Holtz beschrieben zu haben. Dem Roman merkt man das an, er sprüht vor geistvollen Dialogen, einfallsreichen Übersetzungen und sarkastischen Seitenhieben. Dabei kommt die Form nicht zu kurz. Abgesehen von der strengen Übernahme des barocken Romangerüsts, variiert Schulze auch die Erzählperspektive, wenn es nötig ist. So kommen abwechselnd die Menschen aus Peters Umkreis als Erzähler zu Wort, als der eigentliche Ich-Erzähler nach einem Unfall im Koma

liegt, und doch ist es weiterhin seine Wahrnehmung, an die sich diese absatzlos vortragenden Sueden richten, auf dass er ins Leben zurückgeredet werde. Erzähltempo- und -rhythmusvariationen durch wechselnde Kapitellängen sind ein weiteres probates Mittel in Schulzes Roman: Wird das sich überschlagende Jahr 1989 in 23 Kapitel gefasst, deren längstes gerade einmal sechs Seiten umfasst, während die meisten kaum drei erreichen, findet die nach der Einführung der D-Mark im Sommer 1990 erst einmal Eintretende Beruhigung der Lage ihren Ausdruck in viel längeren Abschnitten. Schulze hat die erzählte Zeit in jeder Hinsicht im Griff.

Holtz dagegen hat außer seinen Idealen nichts im Blick: „Wir werden den Schwung unserer Revolution nutzen und im Zuge der Annäherung eine grundlegende Wandlung in der BRD bewirken.“ Doch seine Naivität hält ihn auch in der Marktwirtschaft über Wasser, zumal er dann im Eigentum ein drittes Sanctum erkennt, ohne dass er Sozialismus und Gottesglauben opferte. Im Grunde genommen ist Peter Holtz am Ende des Romans der Traum einer deutschen Parteiprogramma-

tik: christlich-sozial. Sein revolutionäres Geburtsdatum erweist sich schließlich als Irrtum. Aber er erkennt auch, dass Geld das Herz schneller hart macht als kochendes Wasser ein Ei.

„Wer seinen Platz in der Gesellschaft gefunden hat, findet auch früher oder später sein Glück“, resümiert der Titelheld kurz vor Schluss. Wir Leser haben das unsere bereits bei seiner Suche gefunden. Weil wir diesem kleinen Mann das Abbild einer großen Zeit verdanken, das der Literatur angemessen ist: als Lustspiel. 24 Jahre des Lebens von Peter Holtz und neunzehn ereignisreiche deutsche Jahre seither lassen sogar die Hoffnung zu, dass Ingo Schulze noch gar nicht auserzählt hat. Wäre das ein Glück! ANDREAS PLATTHAUS



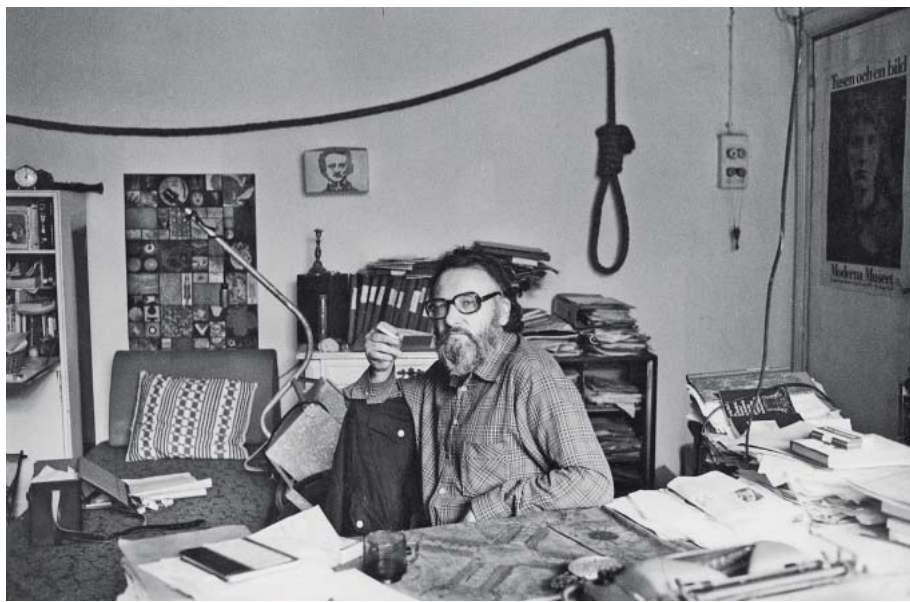
Ingo Schulze: „Peter Holtz“. Sein glückliches Leben erzählt von ihm selbst. Roman. Verlag S. Fischer, Frankfurt am Main 2017. 574 S., geb., 22,- €.

## Aufrechte und Gespaltene

Auch das war ein Widerstandsort in der DDR: Eine große Dokumentation zur Geschichte des 1978 begründeten Literarischen Salons von Ekke Maaß

Gleich sei es gesagt: Die editorische Leistung des Herausgebers Peter Böhig, aus einem kaum überschaubaren Materialbestand zum Thema Subversion und Verrat der literarischen und künstlerischen Szene im Ost-Berlin der achtziger Jahre eine ebenso gut recherchierte wie kohärent erzählte Geschichte werden zu lassen, die mit dem „Literarischen Salon“ in der Gegenwart endet, ist immens. Es ist der kühle, sezierende Blick, der diese disparaten Dokumente sammelt und fügt, Gegenüberstellungen trifft, Spaltungen aufzeigt und Abgründe öffnet, durch den der Bestand an Briefen, Texten, Berichten und Fotografien etwas über sich Hinausweisendes bekommt. Dieser Blick ordnet nichts vor und weiß nicht immer schon Bescheid, um dann nur noch nach passenden Illustrationen zu suchen; er folgt den Spuren des Materials, bis es zu sprechen beginnt und auf eine politische, kulturelle und individuelle Tiefe verweist; er ist nicht ideologisch, sondern er kartographiert.

Vielleicht hat es dafür den zeitlichen Abstand von fast dreißig Jahren gebraucht, um den neurotischen Komplex loszuwerden, der die Diskurse vor allem der neunziger Jahre begleitete und die Verhältnisse in gewisser Weise damit auch restaurierte. Alles musste sicher so sein, in seinen Affekten und Korrekturen, Verschiebungen und Verdrängungen, aber dann war es auch einmal gut mit der „ewigen Wiederkehr des Gleichen“. Dieser fortwährende Rückfall in die Kontingenz des Realen, wer wann was und wie gesagt und getan hat unter Ausblendung der schon klargestellten Fakten und akuten Konflikte, wurde unerträglich.



Adolf Endler in der Lychener Straße 22

Abb. aus dem bespr. Band

Nichts davon in diesem Buch, wenn gleich es in derselben historischen Grube gräbt. Denn mehr noch als die Transparenz der subjektiven Widersprüche und Ambivalenzen, der politischen Intrigen und persönlichen Gemeinheiten, der falschen Freunde und wahren Feinde, liegt hier etwas zutiefst Tröstliches offen: gelebte Zivilcourage, künstlerische Unbestechlichkeit und tatsächliche Freundschaft. Geradezu anrührend in diesem Zusammenhang sind die Briefe von Wolf Biermann an seinen Freund Ekke Maaß: „In den Turbulenzen unter den jüngeren Künstlern und Schriftstellern machte sich 1976,

nach meiner Ausbürgerung, vor allem nach der großen Protestwelle, scheinbar eine Ernüchterung breit. Die Musenjunglinge hatten keine Hoffnungen mehr auf eine Karriere im Koordinatensystem des Regimes. In jenen Tagen hast Du in Eurer großen dunklen Parterre-Wohnung den Kristallisationspunkt, eine geräumige Höhle für eine neue Literatur- und Kunst-Szene begründet, eine warme, gastliche Warthehle in der Bleiernen Zeit.“

An diesem Widerstandsort tauchte fast jeder irgendwann einmal auf, der in seiner künstlerischen Gesamterscheinung quer zum DDR-System stand. All diese Namen,

Begabungen, Schicksale, von denen heute kaum noch jemand etwas weiß. Daneben die Förderer und Mentoren, ohne die es diese Lesungen, Aufstellungen und Konzerte nicht oder eben nicht so lange gegeben hätte: Christa und Gerhard Wolf, Heiner Müller, Volker Braun, Franz Fühmann, Adolf Endler, Richard Pietraß, Elke Erb und immer wieder Wolf Biermann. Allein schon ihre Anwesenheit war ein Zeichen der Solidarität und verhinderte nicht selten den direkten Zugriff der Staatsmacht. Es kommt einem vor wie zu Zeiten des Expressionismus, der einen solchen Schub an Kreativität hervorgebracht hat, dass in der Fülle der Produktion die Produktion auch schon begraben liegt. Das Kapitel „Die Lesungen von 1978 bis 1989“ ist Zentrum des Bandes und liefert uns viele Personen und Stimmen ins Gedächtnis zurück.

Am 28. März 1978 eröffnet Ekke Maaß mit Liedern seines Freundes Bulat Okudshawa seinen „Literarischen Salon“, den man sich als große gemütliche Wohnküche mit mehr Stühlen als Luft zum Atmen vorstellen kann. Wer den über weite Teile misslungenen Dokumentarfilm „Anderson“ von Annakathrin Hendel gesehen hat, die der Eloquenz der Porträtierten bis zur Affirmation seiner Verdrängungen erliegt, ist auch dieser Küche begnadet, die für die Zwecke einer inszenierten Wiederbegegnung der Protagonisten detailgenau nachgebaut wurde. Es folgen Lesungen von Helga Königsdorf, Hans-Eckardt Wenzel und Steffen Mensching, Armin Mueller-Stahl und Adolf Endler, der für diese (meine) Generation so wichtig war wie ein Leuchtturm bei Nacht. Ein Foto: End-

ler in der Lychener Straße 22. Im Vordergrund der wahrscheinlich Karo rauchende Dichter am chaotisch vollgestellten Schreibtisch. Im Hintergrund ein Berg von Manuskripten, an der Wand ein Porträt von Baudelaire, darüber ein Strick mit gut geknüpfter Schlinge. Wer immer einen Essay über die Poetik Endlers in Arbeit hat – dieses Motiv vereint zum Bild geworden alles, was dessen Werk so einzigartig macht: Untergang und Ironie.

Am 29. September 1980 liest Sascha Anderson. Am 31. Oktober berichtet er als IM „David Menzer“ und bringt die Stasi auf die Spur dieser Wohnung. Die Lesung nach Anderson bestreitet der hochbegabte Bert Papenfuß, der vielleicht am radikalsten den Sprachkörper angreift und dafür auch gleich suspendiert wird. So steht im IM-Bericht dazu: „Jedem der Beteiligten war klar, dass die ‚Gedichte‘ in ihrer Macht unerhört gefährlich sind, weil dabei ein Gesellschaftsangriff codiert wird, der nur hintergründig erkennbar und damit recht schwer fassbar ist.“ Die Vermutung von der „unerhörten Gefährlichkeit“ liest sich heute nur noch grotesk. Bemerkenswert aber ist, wie die paranoide Verfasstheit des Sprechens in der Diktatur, die unaufhörlich das produziert, was sie verdrängt und unterdrückt halten will, zur Wirkungsgeschichte von Literatur wird. Das machte das System zu einer Maschine, die sich selbst zerstört, und davon profitierte die Kunst.

So also ging es auch mit dem Salon bei Ekke Maaß weiter, mit Eberhard Häfner, Stefan Döring, Uwe Kolbe, Detlef Opitz, Katja Lange und Jan Faktor. Später kommen große Namen hinzu wie Allen Gins-

berg, Daniil Granin oder Jewgeni Jewtuschenko. Bis 1989/90 gibt es zu allen Lesungen die Kommentare der Denunzianten, die manchmal zur Satire taugen. Etwa wenn der IMB „Gerhard“ alias Rainer Schedlinski im Stasibericht zur Lesung seines Freundes Detlef Opitz auf der Anwesenheitsliste mit eigenem Namen erscheint, so als müsste er über sich selbst wachen, weil er gespalten existiert.

Auch wenn die Komposition des Bandes chronologisch ist, gibt es doch einen Riss in der Geschichte, und das ist der Mauerfall. Die Fortsetzung des Salons seit 1990 ist in ihrer Darstellung vom DDR-Kontext getrennt und im Volumen auch kürzer, obgleich sie immerhin 26 Jahre umspannt. Der Raum ist ein anderer geworden – illustrierter und internationaler, ebenso offen, solidarisch und politisch, aber etwas ist grundlegend anders. Vielleicht ist es die Energie des Gegenteils, die fehlt, das Geheimnis der Freiheit dort, wo sie abhandekommt. „Dein Salon in der Schönfließer Straße 21“, schreibt Biermann an Maaß, „ist offensichtlich inzwischen eine Art lebendiges Museum der Zeitgeschichte geworden.“ Ja, das Wort Museum, es trifft genau – in aller Ehrfurcht und Ehre. KURT DRAWERT



Peter Böhig (Hrsg.): „Sprachzeiten“. Der Literarische Salon von Ekke Maaß. Eine Dokumentation von 1978 bis 2016. Lukas Verlag, Berlin 2017. 301 S., Abb., geb., 25,- €.